

"Keinen frostigeren Gesellen gibt es auf Gottes Erdboden" : Notizen zu Goethes Negative

Autor(en): **Arnold, Heinz Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **79 (1999)**

Heft 6

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«KEINEN FROSTIGEREN GESELLEN GIBT ES AUF GOTTES ERDBODEN»

Notizen zu Goethes *Negativa*

Heinz Ludwig Arnold, geboren 1940 in Essen, lebt als freiberuflicher Publizist in Göttingen: seit 1963 Herausgeber der Zeitschrift für Literatur *TEXT + KRITIK*, seit 1978 des Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG) und seit 1983 des Kritischen Lexikons zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur (KLGf). Seit 1995 Honorarprofessor an der Universität Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Literatur. Zuletzt erschienen: «Die deutsche Literatur seit 1945. Seelenarbeiten 1978–1983» (Hg. 1998). «Querfahrt mit Friedrich Dürrenmatt. Aufsätze und Vorträge», (1998). «Die deutsche Literatur seit 1945. Letzte Welten 1984–1989» (Hg., 1999). «Einigkeit und aus Ruinen. Eine deutsche Anthologie» (Hg. 1999).

Johann Wolfgang von Goethe ist der Inbegriff deutscher Kultur, deshalb tragen die ausländischen deutschen Kulturinstitute seinen Namen. Viele seiner nachgeborenen Schriftstellerkollegen haben ihn imitiert; nicht nur in Vers und Prosa, sondern vor allem im Habit, in ihrer stilisierenden Imagination seines gelebten Dichtertums: in diesem Jahrhundert gewiss Gerhart Hauptmann, Thomas Mann und zuletzt Ernst Jünger. Thomas Mann hat dem «Dichturfürsten» mit seiner «Lotte in Weimar» allerdings ein ironisches Denkmal gesetzt, und sich dabei wohl auch selbst ein wenig beobachtet. Er lässt Lotte am Ende ihres Besuchs beim alten Goethe bilanzieren: «So sehr wohl und behaglich war mir's nicht eben in deiner Wirklichkeit, in deinem Kunsthaus und Lebenskreis, es war eher eine Beklemmung, eine Apprehension damit, das lass mich gestehen, denn allzusehr riecht es nach Opfer in deiner Nähe.»

Aber nicht nach «Weihrauch» rieche es, fährt Lotte fort, sondern «nach «Menschenopfern» (...) sieh's leider aus in deinem Umkreis, es ist ja beinahe wie ein Schlachtfeld und wie in eines bösen Kaisers Reich. (...) Ach, es ist wundervoll, ein Opfer bringen, jedoch ein bittres Los, ein Opfer sein!»

Was Thomas Mann Lotte erkennen lässt, dass nämlich all diese Opfer Goethes nichts anderes seien als Opfer seiner Grösse, das haben schon andere artikuliert. So nannte Jean Paul Goethe den «Montblanc unserer Literatur – keinen frostigeren Gesellen gibt es auf Gottes Erdboden». Und von Friedrich Nicolai ist der Satz über Goethe überliefert: «Der Kerl ist ein Genie, aber das Genie ist ein schlechter Nachbar.»

Es verwundert deshalb nicht sonderlich, wenn zum 250. Geburtstag dieses Genies nicht nur seine Grösse gefeiert wird, sondern auch die Schatten zur Sprache kommen, die solche Grösse wirft.

Einer, der mit literarischer Leichenfledderei unrühmlich bekannt wurde und das polemische Fleddern auch an noch lebenden Figuren des Literaturbetriebs gern erprobt, hat, herb und bildlich gesprochen: die Leichen, die da im Keller am Weimarer Frauenplan vergraben sind, ausgegraben und seziiert – Tilman Jens führt in einer flotten Schrift «Goethe und seine Opfer»

vor. Die Strecke dieser Opfer – Goethe wurde bekanntlich 82 Jahre alt – ist lang.

Auf dieser Strecke blieben bereits zu Beginn seiner Karriere in Weimar einige alte Freunde – Weimar, das war sein Revier, da wurde jegliche Konkurrenz vehement weggebissen: zum Beispiel Jakob Michael Reinhold Lenz, der dem aufstrebenden Herrn Minister in Weimar nicht mehr gut genug war für seine vornehme neue Entourage; oder Maximilian Klinger, einst sein mitstürmender und drängender Bruder im revolutionären Geiste, der nun auch nicht mehr ins höfische Bild passte; oder Johann Heinrich Merck, der ihn schon früh finanziell über Wasser gehalten hatte und für den er, als Merck später selbst in Not geriet und einiger Zuwendung bedurfte, keinen Taler übrig hatte. Und nicht mal ein Wort mehr.

Goethe hat auf sie gesetzt, solange sie seinem Treiben und seinen Geschäften nützlich waren. Dann hat er sie vergessen, verdrängt. Die Formel solchen lebenslangen Verhaltens hat er dem Kanzler Friedrich von Müller am 6. Dezember 1825 anvertraut: «Die Geschäfte müssen abstrakt, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst (...) behandelt werden, (...) keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes (...) wie könnte man leben, wenn man nicht jeden

Tilman Jens, *Goethe und seine Opfer*, Patmos Verlag, Düsseldorf 1999.

W. Daniel Wilson, *Das Goethe-Tabu*, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1998.

Abend sich und andern ein Absolutorium erteilte.»

Nach diesem Muster hat er alle seine dienstbaren Geister behandelt: von der Köchin *Charlotte Hoyer* über die Diener *Johann David Eisfeld*, *Philipp Friedrich Seidel*, *Carl Christian John* und *Carl Wilhelm Stadelmann* bis hin zu, natürlich, *Eckermann*, dessen Beziehung zu *Goethe* *Tilman Jens* so beschreibt: «Keinen zweiten hat Goethe so beharrlich ausgenommen wie Johann Peter Eckermann. So konsequent abgerichtet.» Er weiss: Dieser Mann aus ärmlichen Verhältnissen wird aufschauen zu ihm, dem Staatsdichter. Er braucht schliesslich eine Hilfskraft, die seine Werke letzter Hand durchsieht. Verleger *Cotta* wird nach langer Verhandlung das Werk mit über 100 000 Talern entlohnen. *Goethe* weiss nun seinen Marktwert. Dem Assistenten aber will er keinen Groschen zahlen. «Bei Tische teilt er manches mit mir, und gibt mir von seinem Teller», jauchzt *Eckermann* 1824 in einem Brief an seine Verlobte *Johanne Bertram*. Wer so schreibt, ist ein ideales Opfer. Der lässt sich schinden. Skrupel kennt *Goethe* nicht. Schon 1805 hat er im Rahmen seiner Mittwochsgesellschaft einen, so *Henriette von Knebel*, «hübschen Vortrag» über die «Elastizität der Moral» gehalten. – *Goethe* handelte mit System.

Verleugnung der Familie

Aber auch Familie und Verwandtschaft waren eingespannt, in das «System Goethe»: Die Schwester *Cornelia* hat er tyrannisiert, bis sie ihm in eine kurze unglückliche Ehe entrann, was er ihr nie verzieh: Noch in «Dichtung und Wahrheit» hat er es ihr heimgezahlt mit bösen Worten über ihre angebliche Hässlichkeit. Den Sohn *August Walter* hat er sich als Werkzeug seiner Interessen zugerichtet und ihm mit *Ottilie* eine Schwiegertochter verpasst, die nach *Christiane* und *Augusts* Tod sein Haus versorgte. Selbst *Christiane*, die er nach achtzehnjährigem, zuerst leidenschaftlichem, dann immerhin noch liebevollem Konkubinat heiratete, wurde nach der Hochzeit ausschliesslich zur blossen Verwalterin seiner häuslichen Geschäfte, während er sich jüngeren Damen zuwandte; und als sie auf den Tod lag und starb, wachte er weder an ihrem Krankenbett noch begleitete er ihren Sarg zum Grabe. Aber auch die vier Kinder, die *Christiane* ihm nach *August* noch gebo-



Angelika Kauffmann, Bildnis Johann Gottfried Herder, 1791. Öl auf Leinwand, 637 x 521 mm, Frankfurt/M., Freies Deutsches Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum.

Während seiner Italienreise vom August 1788 bis Juni 1789 entwickelte Herder (Mohrungen 1744–1803 Weimar) eine sehr innige, vom Empfindsamkeitskult geprägte Freundschaft mit Angelika Kauffmann. Sie sei von «holder Schüchternheit, demüthiger Engelsklarheit und Unschuld», so Herder. Er verehrte die Künstlerin als «vielleicht die kultivierteste Frau in Europa». Der rege Briefwechsel mit seiner Frau Karoline, geb. Flachsmann, diente dazu, sie über die Entfernung hinweg in den Freundschaftskult einzubeziehen. Am 27. Februar 1789 berichtet er von Kauffmanns Plan zu einem Porträt, das als «Pendant von Goethe, den sie auch gemalt hat», dienen soll. Tatsächlich ist Kauffmanns Herder-Porträt ganz bewusst als Dialog-Bild zu dem von Goethe (siehe Titelblatt) angelegt worden. Würden sie wieder einmal nebeneinanderhängen, Goethe links, Herder rechts, so wären sie einander zugewendet und bezögen den Betrachter in die Zwiesprache mit ein. Wie Goethe ist auch Herder etwas verjüngt und geschönt dargestellt.

ren hat und die alle kaum einige Tage alt wurden, finden im gesamten Werk keine Erwähnung. *Goethe* floh die Erscheinung des Todes, wo immer er konnte – sich selbst hat er kaum zu überwinden vermocht, um anderen zu dienen.

So pflegte er auch zu den Kollegen, *Wieland* und *Schiller* etwa, bloss diplomatische Freundschaften. *Herders* unabhängigen Geist hat er im Dienste des Herzogs gebrochen. Mit jungen Autoren wie *Hölderlin* und *Kleist* ging er distanziert, ja ver-

ächtlich um. Er verstand ihre neuen Töne nicht – die theatralischen Schmonzetten eines *Kotzebue* waren ihm lieber, denn sie konnten ihm nicht gefährlich werden.

Es waren auch die Töne einer neuen Zeit, die ihm unheimlich war, die er nicht mochte. Und schon gar nicht jene revolutionären Klänge, die nach 1789 aus Paris herüberschallten. Sie infizierten nicht nur die Intellektuellen, die in Weimar lebten, sondern auch die Professorenschaft in Jena, und deren Studenten. Und als mit dem Kriege zwischen den europäischen Monarchien und der französischen Republik deren Ideen näherrückten, gab es Unruhe auch in der Bevölkerung, die das patriarchalische Regiment des Weimarer Fürsten nicht abschütteln, aber doch etwas lockern wollte. Was wiederum eine ganze Maschinerie an Spitzelei und Repression in Gang setzte, an denen auch der Dichturfürst *Goethe* als Mitglied des Geheimen Consiliums nicht unmassgeblich beteiligt war. Er hat sie sogar ziemlich rabiat betrieben, worunter namentlich einige Jenaer Professoren zu leiden hatten. Zum Beispiel der junge Philosoph *Johann Gottlieb Fichte*, der 1799 von Jenas Universität verbannt wurde und nach Berlin ging, freilich erst, nachdem er sich den revolutionären und demokratischen Schneid hatte abkaufen lassen. Oder der Jurist *Gottlieb Hufeland*, der schon deshalb unliebsam auffiel, weil er eine Vorlesung über die neue französische Verfassung hielt, dann aber, eingeschüchtert, sich dem «Wunsch» des Herzogs fügte und nun selbst zum Verteidiger der Zensur wurde. Ähnlich erging es dem Philosophen und Theologen *Carl Christian Ehrhard Schmid* und dem Mediziner *Christian Gottfried Gruner*, die als politisch freidenkende Professoren nach Jena berufen wurden, um der Universität einen liberalen Anstrich zu geben, denen dann aber untersagt wurde, politische Themen öffentlich zu artikulieren. Noch Jahre später, 1816, als der berühmte Naturforscher *Lorenz Oken*, ein späterer Lehrer *Georg Büchners*, in seiner Zeitschrift «*Isis*» gegen Zensur und Spitzelei opponierte, schlug *Goethe* in einem Gutachten vor, die nur zögernd und in engen Grenzen gewährte «Pressfreiheit» und am besten auch gleich die aufmüpfige Zeitschrift zu kassieren.

Schon vor einigen Jahren hat sich der amerikanische Germanist *W. Daniel Wil-*

.....
 Auch die vier
 Kinder, die
 alle kaum
 einige Tage alt
 wurden, finden
 im gesamten
 Werk keine
 Erwähnung.
 Goethe floh
 die Erscheinung
 des Todes,
 wo immer
 er konnte.

.....
 Das
 durch die
 Goetheforschung
 geisternde
 Urteil, der
 politische und
 soziale Geist
 im klassischen
 Weimar sei
 liberal
 gewesen,
 ist falsch,
 beruht auf
 Legendenbildung.

son im beschriebenen Sinne kritisch über die Intellektuellen und die Macht im klassischen Weimar, und insbesondere über *Goethes* Wirken als Geheimer Rat, geäussert. In seinem jüngst erschienenen Buch «Das Goethe-Tabu. Protest und Menschenrechte im klassischen Weimar» nun belegt er auf vielen Feldern seine damalige Behauptung: Das durch die *Goethe*-Forschung geisternde Urteil, der politische und soziale Geist im klassischen Weimar sei liberal gewesen, ist falsch, beruht auf Legendenbildung. Tatsache ist: «Die Intellektuellen erkaufte(n) (mässige) wirtschaftliche und soziale Reformen durch die Preisgabe politischer Freiheit – ein Modell, das sich bis in unser Jahrhundert verheerend ausgewirkt hat. (...) Und gerade die normative Dichterfigur *Goethe* schützt das Tabu um den absolutistischen Staat: Da er an der Herrschaft teilnimmt, möchten die Forscher nicht so genau nach möglicher Opposition gegen diese Herrschaft fragen.»

28. August 1945

Diese, wenn man so will, späte Opposition kommt nun, zum 250. Geburtstag *Goethes* und zum 50. Geburtstag des neuen, wieder gesamten deutschen Staates, in *Tilman Jens'* polemischem Buch überaus zeitgemäss zu Wort – als Erinnerung einer sehr deutschen Ambivalenz: «*Frankfurt am Main, 28. August 1945, des Klassikers erster Nachkriegsgeburtstag. Ernst Beutler, Direktor des Freien Deutschen Hochstifts, erklärt in festlich-zeitentrückter Rede, Goethe zeuge (von dem Edelsten und Schönsten), dessen deutscher Geist fähig gewesen ist*». Das war in beklemmender Weise zutreffend, wenn auch anders als vom Festredner intendiert. Deutsche Geister hatten die Welt in Schutt und Asche gelegt, eine ganze Kultur nahezu ausgerottet. Der Schrecken war an *Goethes* Ehrentag gerade einmal vier Monate vorüber; doch schon wurden überall kleine Schlussstriche gezogen. Wohin man auch schaute: leuchtend weisse Westen. Nirgendwo Täter, nur hier und dort ein paar verirrte Mitläufer.

Wie noch hatte *Goethe* 120 Jahre zuvor gesagt? «*Keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes. Jeder Tag bestehe für sich; wie könnte man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und anderen ein Absolutorium erteilte?*» ♦